

Und hinter dir die Finsternis

MARY HIGGINS CLARK

Und hinter dir die Finsternis

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Andreas Gressmann

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
I Heard That Song Before
bei Simon & Schuster, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Copyright © 2007 by Mary Higgins Clark
Copyright © 2007 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Claudia Alt
Gesetzt aus der Stempel Garamond bei
Franzis print & media GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-01814-3

www.heyne.de

*Für Marilyn,
mein erstgeborenes Kind und meine geschätzte Freundin,
in Liebe*

PROLOG

MEIN VATER HAT ALS Landschaftsgärtner auf dem Landsitz der Carringtons gearbeitet. Mit zwanzig Hektar war es eines der letzten noch in Privatbesitz befindlichen Anwesen dieser Größenordnung in Englewood, New Jersey, einer noblen Ortschaft, über die George-Washington-Brücke drei Meilen westlich von Manhattan gelegen.

Vor zweiundzwanzig Jahren, als ich sechs Jahre alt war, fuhr mein Vater an einem Samstagnachmittag im August hinüber, obwohl er an diesem Tag frei hatte, um die erst kürzlich installierte Außenbeleuchtung zu kontrollieren. Für den Abend hatten die Carringtons zu einer Dinnerparty eingeladen, zu der sie zweihundert Gäste erwarteten. Weil er wegen seines Alkoholproblems bereits Schwierigkeiten mit seinen Arbeitgebern hatte, befürchtete Daddy, er könnte seinen Job verlieren, wenn die über den gesamten Garten verteilten Lampen nicht richtig funktionierten.

Weil er mit mir allein lebte, blieb ihm keine andere Wahl, als mich mitzunehmen. Er ließ mich auf einer Bank in der Nähe der Terrasse zurück und schärfte mir ein, mich nicht von der Stelle zu rühren, bis er zurückkäme. Dann fügte er hinzu: »Es könnte ein bisschen länger dauern. Falls du aufs Klo musst, dann geh zum Hintereingang um die Ecke. Gleich dahinter befindet sich die Toilette für die Bediensteten.«

Mehr brauchte er mir nicht zu sagen. Ich hatte zugehört, als mein Vater meiner Großmutter das Innere des vornehmen Herrenhauses beschrieben hatte, und sofort hatte ich mir mit überbordender Fantasie die Räumlichkeiten auszumalen versucht. Das Haus war im siebzehnten Jahrhundert in Wales errichtet worden. Es gab sogar eine verborgene Kapelle darin, in der ein Priester sowohl wohnen als auch in aller Heimlichkeit die Messe zelebrieren konnte, denn es war damals die Zeit, in der unter Oliver Cromwell der blutige Versuch unternommen wurde, auch noch die letzten Spuren des Katholizismus in England zu tilgen. Im Jahr 1848 ließ der erste Peter Carrington das Herrenhaus abtragen und Stein für Stein in Englewood wieder aufbauen.

Der Beschreibung meines Vaters hatte ich entnommen, dass eine schwere Eichentür zur Kapelle führte und dass sie sich im hintersten Teil des ersten Stockwerks befand.

Ich musste sie unbedingt sehen.

Nachdem mein Vater außer Sichtweite war, wartete ich noch fünf Minuten und rannte dann zum hinteren Eingang, den er mir gezeigt hatte. Gleich danach fand ich zu meiner Rechten das hintere Treppenhaus, und ich stieg lautlos die Stufen hinauf. Für den Fall, dass ich jemandem begegnen sollte, hatte ich mir die Entschuldigung zurechtgelegt, ich sei auf der Suche nach einer Toilette; was ja zum Teil der Wahrheit entsprach, wie ich mir einredete.

Im oberen Stockwerk angekommen, schlich ich auf Zehenspitzen und mit wachsender Beklommenheit einen Gang nach dem anderen entlang, da ich immer wieder auf eine unerwartete Biegung stieß. Doch dann sah ich sie: die schwere Eichentür, die mein Vater beschrieben hatte, und die in dem durchgehend modernisierten Inneren des Hauses so völlig aus dem Rahmen fiel.

Das Glück, bei meinem Abenteuer niemandem begegnet zu sein, flößte mir neuen Mut ein, und so hastete ich die letzten Schritte auf die Tür zu. Sie knarzte, als ich an dem Griff

zog, doch dann ließ sie sich so weit öffnen, dass ich hineinschlüpfen konnte.

Drinnen fühlte ich mich in eine andere Zeit versetzt. Der Raum war viel kleiner, als ich erwartet hatte. Ich hatte sie mir ähnlich wie die Lady Chapel in der St. Patrick's Cathedral vorgestellt, die meine Großmutter immer, wenn wir zu einem unserer seltenen Einkaufsbesuche in New York waren, aufzusuchen pflegte, um eine Kerze für meine Mutter anzuzünden. Und jedes Mal erzählte sie mir, wie wunderschön meine Mutter ausgesehen hatte, als sie und mein Vater dort getraut wurden.

Die Wände und der Boden dieser Kapelle waren aus Stein, die Luft fühlte sich klamm und feucht an.

Die religiöse Ausstattung des Raumes beschränkte sich auf eine Statue der heiligen Jungfrau Maria, von der die Farbe abblätterte, und eine vor ihr aufgestellte elektrische Votivkerze bildete die einzige Lichtquelle und hüllte den Raum in schwaches Dämmerlicht. Zwei Reihen Holzbänke standen vor einem kleinen hölzernen Tisch, der wohl als Altar gedient hatte.

Während ich all das betrachtete, hörte ich plötzlich das knarrende Geräusch der Tür. Jemand war im Begriff einzutreten. Mir blieb nur eins übrig: Ich hastete nach vorn, ließ mich zwischen den Kirchenbänken zu Boden fallen und vergrub in Vogel-Strauß-Taktik mein Gesicht in den Händen.

An den Stimmen erkannte ich, dass ein Mann und eine Frau die Kapelle betreten hatten. Ihr aufgebrachtes und zorniges Flüstern hallte von den nackten Wänden wider. Ihr Streit drehte sich um Geld, etwas, was mir wohlvertraut war. Meine Großmutter schimpfte oft mit meinem Vater und hielt ihm vor, wenn er weiter so trinke, würden er und ich bald kein Dach mehr über dem Kopf haben.

Die Frau verlangte Geld, und der Mann erwiderte, er habe ihr bereits genug gegeben. Daraufhin sagte sie: »Es ist das allerletzte Mal. Ich schwöre es dir«, worauf er antwortete:

»Das behauptest du jedes Mal. Es ist immer das alte Lied.«

Ich bin sicher, dass meine Erinnerung an diese Worte korrekt ist. Seit ich alt genug war, um zu begreifen, dass ich, anders als meine Freunde im Kindergarten, keine Mutter hatte, hatte ich meine Großmutter angebettelt, mir alles von ihr zu erzählen, auch die kleinste Einzelheit, derer sie sich entsinnen konnte. Unter all dem, was sie mir erzählte, war auch die Erinnerung an einen Auftritt meiner Mutter in der Theateraufführung an der Highschool, bei der sie ein Lied mit dem Titel »Es ist immer das alte Lied« gesungen hatte. »Ach, Annie hat das damals so wunderbar gesungen. Sie hatte wirklich eine schöne Stimme. Alle haben lange geklatscht und ›Zugabe, Zugabe‹ gerufen. Sie musste es noch einmal singen.« Dann hatte mir meine Großmutter die Melodie vorgesummt.

Nach der Bemerkung des Mannes konnte ich nichts mehr von dem verstehen, was gesprochen wurde. Ich hörte nur, dass die Frau flüsterte: »Vergiss es nicht«, bevor sie die Kapelle verließ. Der Mann hatte sich nicht gerührt. Ich hörte ihn erregt schnaufen. Dann begann er ganz leise die Melodie des Liedes zu pfeifen, das meine Mutter in der Schulaufführung gesungen hatte. Heute glaube ich, dass er sich damit vielleicht selbst beruhigen wollte. Nach ein paar Takteten brach er ab und verließ die Kapelle.

Ich wartete noch eine Weile, die mir wie eine Ewigkeit erschien, dann schlüpfte auch ich hinaus. Ich huschte die Treppe hinunter und rannte aus dem Haus. Natürlich habe ich meinem Vater nie erzählt, dass ich in der Kapelle gewesen war und was ich dort gehört habe. Doch die Erinnerung an dieses Ereignis ist nie verblasst, und ich bin mir heute noch über den Wortlaut dessen, was ich damals gehört habe, ganz sicher.

Wer diese Leute waren, weiß ich nicht. Jetzt, zweiundzwanzig Jahre danach, ist es wichtig, das herauszufinden. Fest steht nur, nach allem, was ich über jenen Abend erfah-

ren habe, dass es eine Reihe von Übernachtungsgästen im Herrenhaus gab sowie fünf Haushaltshilfen und die örtliche Catering-Firma mit ihrer Mannschaft. Doch dieses Wissen könnte sich als nicht ausreichend erweisen, um meinen Mann zu retten; vorausgesetzt, er hat es überhaupt verdient, gerettet zu werden.

I

MEINE KINDHEIT STAND IM Zeichen der Entführung des Lindbergh-Babys.

Damit meine ich, dass ich in Englewood, New Jersey, geboren und aufgewachsen bin. Im Jahr 1932 wurde der Enkel von Englewoods bekanntestem Einwohner, Botschafter Dwight Morrow, gekidnappt. Außerdem traf es sich, dass der Vater des Babys der damals wohl berühmteste Mann auf der ganzen Welt war, Colonel Charles Lindbergh, der als Erster im Alleinflug den Atlantik überquert hatte, in seiner einmotorigen Maschine, der *Spirit of St. Louis*.

Meine Großmutter, die damals acht Jahre alt war, kann sich gut an die Schlagzeilen erinnern, an die Massen von Reportern, die sich vor Next Day Hill drängten, dem Anwesen der Morrows, und an die Verhaftung von Bruno Hauptmann und den nachfolgenden Prozess.

Viel Zeit ist seitdem vergangen, Erinnerungen sind verblasst. Heute ist das Herrenhaus der Carringtons das bekannteste Anwesen von Englewood, jenes schlossartige Gebäude aus Naturstein, in das ich mich als Kind heimlich eingeschlichen hatte.

All diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich zum zweiten Mal in meinem Leben das Eingangstor zum Carrington'schen Anwesen passierte. Zweiundzwanzig Jahre, dachte ich und sah das neugierige sechsjährige Mädchen

vor mir, das ich damals gewesen war. Vielleicht weil ich daran denken musste, dass mein Vater nur wenige Wochen später von den Carringtons entlassen worden war, fühlte ich mich mit einem Mal befangen und unbehaglich. Der freundliche Oktobermorgen war in einen windigen, feuchten Nachmittag umgeschlagen, und ich bereute, dass ich keine dickere Jacke angezogen hatte. Diejenige, die ich gewählt hatte, schien mir sowohl zu dünn als auch zu hell in der Farbe zu sein.

Automatisch parkte ich meinen Gebrauchtwagen seitlich von der imposanten Auffahrt, denn ich wollte vermeiden, dass er die Aufmerksamkeit auf sich zog. Über hunderttausend Meilen auf dem Tacho lassen einen Wagen ziemlich alt aussehen, selbst wenn er kürzlich erst gewaschen wurde und durch glückliche Fügung von Beulen verschont geblieben ist.

Ich hatte meine Haare zu einem Knoten zusammengebunden, doch der Wind zerzauste sie, als ich die Stufen zum Eingang hinaufschritt und klingelte. Ein Mann, den ich auf Mitte fünfzig schätzte, mit hohem Haaransatz, schmalen Lippen und herabgezogenen Mundwinkeln, öffnete mir. Er trug einen dunklen Anzug, und ich war mir nicht sicher, ob er ein Butler oder ein Sekretär war. Doch bevor ich etwas sagen konnte, teilte er mir, ohne sich vorzustellen, mit, dass Mr. Carrington mich erwarte, und bat mich einzutreten.

Die weite Eingangshalle erstrahlte in dem Licht, das durch bunte Bleiglasfenster fiel. Vor einer Wand ragte die Statue eines Ritters in voller Rüstung auf, daneben hing ein mittelalterlicher Wandteppich, auf dem eine Schlachtszene abgebildet war. Gern hätte ich den Teppich näher betrachtet, doch der Mann forderte mich auf, ihm zu folgen, und führte mich durch einen Flur zur Bibliothek.

»Miss Lansing ist eingetroffen«, sagte er. »Ich werde im Büro sein.« Aus dieser Bemerkung schloss ich, dass er vielleicht ein Assistent war.

Als ich klein war, habe ich oft Häuser und Räume gezeich-

net, in denen ich gern wohnen würde. Am liebsten dachte ich mir ein Zimmer aus, in dem ich ganze Nachmittage sitzen und lesen würde. In diesem Zimmer gab es immer einen offenen Kamin und Bücherregale. Meistens stand dort auch ein gemütliches Sofa, und ich zeichnete mich, eingegelt in die Sofaecke, mit einem Buch in der Hand. Ich möchte keinesfalls behaupten, dass diese Zeichnungen irgendeinen künstlerischen Wert für sich in Anspruch nehmen könnten. Ich zeichnete Strichmännchen, die Bücherregale waren schief, und der Teppich war eine bunt gekleckste Kopie nach dem Vorbild eines prächtigen Stücks, das ich einmal im Schaufenster eines Antiquitätengeschäfts gesehen hatte. Ich war weit davon entfernt, ein genaues Abbild meiner Vorstellung auf dem Papier zustande zu bringen, doch ich wusste genau, was ich mir wünschte. Ich wünschte mir ein Zimmer, das ziemlich genau so aussah wie das, in dem ich jetzt stand.

Peter Carrington saß in einem breiten Ledersessel, die Füße auf einen gepolsterten Fußschemel hochgelegt. Die Lampe auf dem Tisch neben ihm beschien nicht nur das Buch, in dem er las, sondern warf auch ein Schlaglicht auf sein ansprechendes Profil.

Er trug eine Lesebrille, die auf seinem Nasenrücken hinunterrutschte, als er aufsah. Er nahm sie ab und legte sie auf den Tisch, dann schwang er die Füße von dem Schemel und erhob sich. Ich hatte ihn ein paar Mal flüchtig in der Stadt gesehen, und in den Zeitungen war sein Foto abgebildet gewesen, daher hatte ich eine gewisse Vorstellung von ihm. Doch jetzt im selben Raum vor ihm zu stehen, war etwas ganz anderes. Peter Carrington strahlte eine ruhige Autorität aus, auch als er lächelte und mir die Hand entgegenstreckte.

»Sie scheinen über sehr viel Überredungskunst zu verfügen, Kathryn Lansing. Ihr Brief zeugt davon.«

»Ich danke Ihnen, dass Sie mich empfangen, Mr. Carrington.«

Sein Händedruck war fest. Ich sah, dass er mich muster-

te, genauso wie ich ihn musterte. Er war größer, als ich vermutet hatte, und besaß den schmalen Körperbau eines Langstreckenläufers. Seine Augen waren eher grau als blau. Sein schmales, ebenmäßiges Gesicht wurde von dunkelbraunen Haaren umrahmt, die vielleicht eine Kleinigkeit zu lang waren, was ihm jedoch gut stand. Er trug eine dunkelbraune Strickjacke, durch deren Muster sich ein rostroter Faden zog. Wenn man mich aufgefordert hätte, allein aufgrund seiner äußeren Erscheinung seinen Beruf zu erraten, hätte ich auf College-Professor getippt.

Ich wusste, dass er zweiundvierzig Jahre alt war. Das bedeutete, dass er ungefähr zwanzig gewesen sein musste, als ich mich in dieses Haus eingeschlichen hatte. Ich fragte mich, ob er bei dieser Party anwesend gewesen war. Das war durchaus möglich – Ende August war er vielleicht noch nicht nach Princeton zurückgekehrt, wo er damals studierte. Oder falls die Vorlesungen doch bereits begonnen hatten, war er über das Wochenende nach Hause gekommen. Von Princeton waren es nur eineinhalb Stunden Fahrt.

Er lud mich ein, in einem der beiden Sessel neben dem offenen Kamin Platz zu nehmen. »Ich hatte mir kühle Witterung gewünscht, um einen Grund zu haben, Feuer zu machen«, sagte er. »Heute Nachmittag hat der Wettergott mitgespielt.«

Mehr denn je war ich mir bewusst, dass meine lindgrüne Jacke eher für einen August- als für einen Herbstnachmittag gepasst hätte. Ich spürte, dass sich eine Haarsträhne gelöst hatte und über meine Schulter fiel, und versuchte, sie wieder in den Haarknoten zu winden.

Ich besitze ein Master-Diplom in Bibliothekswissenschaft. Da ich so ein Büchernarr war, schien dieser Berufswunsch nahezu liegen. Seitdem ich vor fünf Jahren mein Studium abgeschlossen habe, arbeite ich in der öffentlichen Bücherei von Englewood, außerdem bin ich sehr aktiv im Rahmen des Alphabetisierungsprojekts unserer Gemeinde tätig.

Nun stand ich in dieser beeindruckenden Bibliothek und fühlte mich »wie ein armer Hausierer«, wie meine Großmutter gesagt hätte. Ich hatte mir vorgenommen, eine Benefizveranstaltung für das Alphabetisierungsprogramm auf die Beine zu stellen, und das Ganze sollte möglichst spektakulär sein. Die Leute wären sicherlich bereit, so hatte ich mir gedacht, dreihundert Dollar für einen Cocktailempfang zu zahlen, wenn er in diesem Haus stattfinden würde. Das Herrenhaus der Carringtons war zu einem Teil der Folklore von Englewood und den umliegenden Gemeinden geworden. Jeder kannte seine Geschichte, wusste, dass es Stein für Stein aus Wales importiert worden war. Ich war überzeugt, dass die Aussicht, das Innere zu Gesicht zu bekommen, ein entscheidender Anreiz für die potenziellen Teilnehmer sein würde und wir damit unser Ziel – eine ausverkaufte Veranstaltung – erreichen könnten.

Normalerweise fühle ich mich recht wohl in meiner Haut, doch als ich in diesem Raum saß und spürte, wie diese grauen Augen mich prüfend taxierten, war mir beklommen und unbehaglich zumute. Plötzlich fühlte ich mich wieder wie die Tochter des Landschaftsgärtners, der zu viel trank.

Reiß dich zusammen, ermahnte ich mich im Stillen, und lass diesen Quatsch mit der Ehrfurcht. Ich gab mir einen Ruck und begann meine wohleinstudierte Ansprache. »Mr. Carrington, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, gibt es viele gute Gründe, weshalb Menschen bereit sind, einen Scheck auszustellen. Natürlich kann man von niemandem erwarten, dass er alles unterstützt, was ihm unter die Nase gehalten wird. Und es scheint so zu sein, dass heutzutage selbst bei wohlhabenden Leuten das Portemonnaie nicht mehr so locker sitzt. Deshalb ist es für unsere geplante Veranstaltung von entscheidender Bedeutung, dass wir etwas finden, womit wir die Menschen dazu bewegen können, für unseren Zweck zu spenden.«

An dieser Stelle trug ich die Bitte vor, er möge uns gestat-

ten, die Cocktailparty in seinem Haus stattfinden zu lassen. Ich bemerkte, wie sich sein Gesichtsausdruck änderte und das Wörtchen »nein« sich auf seinen Lippen bildete.

Doch er blieb mir gegenüber freundlich. »Miss Lansing ...«, begann er.

»Bitte nennen Sie mich Kay.«

»Ich dachte, Ihr Name sei Kathryn.«

»So steht es in meiner Geburtsurkunde, meiner Großmutter zuliebe.«

Er lachte. »Ich verstehe.« Dann setzte er zu einer höflichen Ablehnung an: »Kay, ich bin gerne bereit, Ihnen eine Spende zukommen zu lassen ...«

Ich unterbrach ihn. »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Doch wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, es geht hier um mehr als nur um Geld. Wir brauchen freiwillige Helfer, um den Menschen das Lesen beizubringen, und der beste Weg, sie zu bekommen, ist, sie auf eine Veranstaltung zu locken und sie dort anzuwerben. Eine große Catering-Firma hat mir bereits einen Preisnachlass zugesichert, falls die Veranstaltung hier stattfindet. Das Ganze würde nur für zwei Stunden sein, und es würde so vielen Menschen unendlich viel bedeuten.«

»Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen«, sagte Peter Carrington und erhob sich.

Das Gespräch war beendet. Ich dachte fieberhaft nach und entschied, es noch mit einem letzten Argument zu versuchen. Schließlich hatte ich nichts zu verlieren: »Mr. Carrington, ich habe sehr viel über Ihre Familie recherchiert. Viele Generationen lang war dies eines der gastfreundlichsten Häuser in Bergen County. Ihr Vater, Ihr Großvater und Ihr Urgroßvater haben Wohltätigkeitsveranstaltungen der Gemeinde unterstützt. Es wäre für Sie ein Leichtes, uns Ihrerseits zu helfen, und Sie könnten sehr viel Gutes damit bewirken.«

Ich hatte kein Recht, so furchtbar enttäuscht zu sein, doch ich konnte nicht anders. Er reagierte nicht auf meine letzten

Worte, und ich verließ das Zimmer und ging zur Haustür, ohne darauf zu warten, dass er oder sein Assistent mich hinausbegleitete. Nur einmal blieb ich kurz stehen und warf einen Blick in den hinteren Teil des Hauses, weil ich an die Hintertreppe denken musste, die ich vor so vielen Jahren hinaufgeschlichen war. Dann trat ich hinaus mit dem Gedanken, das Herrenhaus zum zweiten und vermutlich letzten Mal betreten zu haben.

Zwei Tage später prangte Peter Carrington auf der Titelseite von *Celeb*, einer wöchentlich erscheinenden Klatschzeitschrift. Das Bild zeigte ihn zweiundzwanzig Jahre zuvor beim Verlassen der Polizeistation, nachdem er wegen des spurlosen Verschwindens der achtzehnjährigen Susan Althorp verhört worden war. Diese war zuletzt auf einer festlichen Dinnerparty im Herrenhaus der Carringtons gesehen worden. Die riesige Schlagzeile lautete: IST SUSAN ALTHORP NOCH AM LEBEN?, und unter dem Bild von Carrington stand: »Industrieller gilt immer noch als verdächtig im Fall des Verschwindens der jungen Susan Althorp, die in dieser Woche ihren vierzigsten Geburtstag gefeiert hätte.«

Das Magazin breitete noch einmal genüsslich die Details der Suche nach Susan aus, und da ihr Vater Botschafter gewesen war, wurde der Fall mit der Entführung des Lindbergh-Babys verglichen.

Der Artikel enthielt auch eine kurze Schilderung der Umstände, unter denen Peter Carringtons schwangere Frau Grace vor vier Jahren umgekommen war. Grace Carrington, die als starke Trinkerin bekannt war, hatte eine Geburtstagsfeier für Carringtons Stiefbruder Richard Walker gegeben. Als Carrington nach einem dreiundzwanzigstündigen Flug aus Australien zurückkehrte und ihren Zustand bemerkte, hatte er ihr das Glas aus der Hand gerissen, den Inhalt auf den Teppich geleert und sie zornig zur Rede gestellt: »Kannst du nicht wenigstens an das Kind denken,

das du im Bauch trägst?« Darauf hatte er gesagt, er sei sehr müde, und war zu Bett gegangen. Am Morgen hatte die Haushälterin die tote Grace Carrington, noch mit dem Satinabendkleid bekleidet, auf dem Grund des Pools gefunden. Die Autopsie hatte ergeben, dass sie den gesetzlichen Alkoholgrenzwert um das Dreifache überschritten hatte. Der Artikel schloss mit den Sätzen: »Carrington gab an, er habe sich sofort schlafen gelegt und sei erst durch die Ankunft der Polizei geweckt geworden. Möglich, dass es so war. Wir führen dazu eine Meinungsumfrage durch. Besuchen Sie unsere Website und sagen Sie uns, was Sie davon halten.«

Eine Woche später erhielt ich in der Bücherei einen Anruf von einem gewissen Vincent Slater, der mir mitteilte, dass wir uns bei meiner Verabredung mit Peter Carrington begegnet seien.

»Mr. Carrington hat beschlossen, sein Haus für Ihre Benefizveranstaltung zur Verfügung zu stellen«, sagte er. »Er schlägt vor, dass Sie die weiteren Details für den Ablauf des Abends mit mir besprechen.«

VINCENT SLATER LEGTE DEN Telefonhörer auf und lehnte sich zurück, ohne das leise Quietschen seines Bürostuhls zu beachten, das ihn seit Längerem störte. Schon öfter hatte er sich vorgenommen, die Sache endlich beheben zu lassen. Sein Büro im Herrenhaus hatte er in einem der selten benutzten Wohnräume an der Rückseite eingerichtet. Er hatte das Zimmer nicht nur wegen seiner relativen Abgeschlossenheit, sondern auch wegen der Glastüren gewählt, die auf die Gartenterrasse hinausgingen und ihm als Privateingang dienen konnten, durch den er unbemerkt aus- und eingehen konnte.

Das Problem war, dass Peters Stiefmutter Elaine, die in einem eigenen Haus auf dem Grundstück wohnte, sich nichts dabei dachte, urplötzlich aufzutauchen und, ohne anzuklopfen, sein Büro zu betreten. Genau das hatte sie in diesem Moment wieder getan.

Sie hielt sich nicht lange mit einer Begrüßung auf. »Vincent, gut, dass ich Sie antreffe. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, wie man Peter davon abbringen könnte, diesen Benefizempfang hier abzuhalten? Eigentlich sollte man doch meinen, dass er nach dem Riesenwirbel, den diese Schmierfinken von *Celeb* mit ihrem Artikel über Susans Verschwinden und Graces Tod veranstaltet haben, klug genug sein würde, so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu lenken.« Vincent erhob sich, eine Höflichkeitsgeste, die er am liebs-

ten unterlassen würde, wenn Elaine einfach bei ihm hereinsitzte. Doch auch jetzt musste er, obwohl ihn ihr Eindringen maßlos ärgerte, widerstrebend anerkennen, dass sie unerhört elegant aussah. Trotz ihrer sechsundsechzig Jahre war Elaine Walker Carrington mit ihrem aschblonden Haar, ihren saphirblauen Augen, ihren klaren Gesichtszügen und ihrer gertenschlanken Figur eine Erscheinung, die die Blicke auf sich zog. Graziös wie ein Fotomodell, das sie tatsächlich früher gewesen war, setzte sie sich in einen der antiken Sessel, die vor Vincents Schreibtisch standen.

Sie trug einen schwarzen Hosenanzug von Armani, wie Vincent vermutete, der wusste, dass sie diesen Modeschöpfer bevorzugte. Als Schmuck hatte sie mit Brillanten besetzte Ohringe angelegt, eine dünne Perlenkette und den Ehering mit dem großen Brillanten, den sie immer noch trug, obwohl ihr Ehemann, Peters Vater, schon vor fast zwanzig Jahren gestorben war. Dass sie ihm so treu ergeben geblieben war, hatte, wie Vincent sehr wohl wusste, in erster Linie mit den Bestimmungen ihres Ehevertrages zu tun, der ihr ein lebenslanges Wohnrecht auf dem Anwesen einräumte, sofern sie nicht wieder heiratete, und ihr darüber hinaus eine jährliche Rente von einer Million Dollar zusicherte. Und natürlich gefiel es ihr, als Mrs. Carrington angeredet zu werden, mit allen sich daraus ergebenden Privilegien.

Das gibt ihr trotzdem nicht das Recht, hier hereinzuplatzen und so zu tun, als ob ich nicht sorgfältig das Für und Wider einer öffentlichen Veranstaltung in diesem Haus abgewogen hätte, dachte Vincent. »Elaine, Peter und ich haben die Sache eingehend besprochen«, begann er, ohne seine Irritation zu verbergen. »Natürlich ist diese ganze Medienaufmerksamkeit schädlich und bringt uns in Verlegenheit, doch genau deswegen ist Peter gezwungen, etwas zu unternehmen. Um damit dem Eindruck entgegenzuwirken, er habe etwas zu verbergen. Das ist genau die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit, die wir unbedingt vermeiden müssen.«

»Glauben Sie wirklich, dass sich die Wahrnehmung der Öffentlichkeit ändert, wenn hier Fremde durch das Haus rennen?«, fragte Elaine mit sarkastischem Unterton.

»Elaine, ich schlage vor, Sie halten sich aus dieser Sache heraus«, gab Slater zurück. »Darf ich Sie daran erinnern, dass unser Familienunternehmen vor zwei Jahren an die Börse gegangen ist, was den Nachteil hat, dass man den Aktionären Rede und Antwort stehen muss. Auch wenn Peter bei Weitem den größten Anteil an den Aktien hält, bleibt die Tatsache bestehen, dass eine wachsende Zahl von Aktionären der Meinung ist, er sollte als Vorstandsvorsitzender zurücktreten. Wenn man nach wie vor in zwei ungeklärten Fällen, dem Verschwinden einer Frau und dem Tod einer weiteren, als Verdächtiger gehandelt wird, so ergibt das nicht gerade ein gutes Image für den Chef eines international tätigen Unternehmens. Peter spricht zwar nicht darüber, aber ich weiß, dass er sich große Sorgen macht. Deshalb ist es äußerst wichtig, dass man ihn von nun an als jemanden wahrnimmt, der sich für die Anliegen der Gemeinde einsetzt, und auch, selbst wenn ihm das eigentlich zuwider ist, dass seine vielen Aktivitäten im Bereich von wohltätigen Stiftungen in der Öffentlichkeit bekannt werden.«

»Ist das Ihr Ernst?« Elaine erhob sich. »Vincent, Sie sind ein Dummkopf. Das funktioniert nicht, das kann ich Ihnen gleich sagen. Sie sorgen lediglich dafür, dass Peter der Öffentlichkeit preisgegeben wird, aber Sie schützen ihn nicht damit. Bei gesellschaftlichen Anlässen macht Peter doch eine äußerst klägliche Figur. In geschäftlichen Dingen mag er ein Genie sein, doch Smalltalk ist nicht gerade seine Stärke, das müssen Sie zugeben. Wenn er nicht in seinem Büro sitzt, schließt er sich doch tausend Mal lieber mit einem Buch in seiner Bibliothek ein, als dass er sich bei irgendwelchen Cocktailpartys oder Dinners blicken lässt. Er ist wirklich der geborene Einzelgänger. Wann soll diese ganze Sache über die Bühne gehen?«



Mary Higgins Clark

Und hinter dir die Finsternis

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-453-01814-3

Heyne

Erscheinungstermin: September 2007

Wem kannst du trauen?

Die junge Bibliothekarin Kay Lansing verliebt sich Hals über Kopf in den reichen, belesenen Peter Carrington. Zwar wird Carrington seit Jahren zweier Morde verdächtigt, aber Kay ist von seiner Unschuld überzeugt und hält zu ihm. Doch die Vergangenheit reißt das Paar in einen zerstörerischen Strudel.

Als Kind hat Kay Lansing in der Familienkapelle der Carringtons den Streit eines Paares belauscht, in dem es um eine Erpressung ging. In derselben Nacht verschwand eine junge Frau für immer spurlos. Aber erst 22 Jahre später, frisch verheiratet, wird Kay gezwungen, nach dem Hintergrund ihres Erlebnisses zu forschen – ihr eigener Mann Peter Carrington wird beschuldigt, für das Verschwinden der jungen Frau verantwortlich zu sein. Und noch ein anderer Verdacht hält sich hartnäckig: Peter könnte seine erste Ehefrau im eigenen Swimmingpool ertränkt haben. Als das Verfahren gegen ihn neu aufgenommen wird und er nach einer revidierten Zeugenaussage unter Mordanklage steht, stürzt Kay sich fieberhaft in die Suche nach der Wahrheit, die sie nicht nur in die Vergangenheit ihres Mannes, sondern auch in ihre eigene führt. Sie ahnt nicht, dass ihre Entdeckung sie in tödliche Gefahr bringen wird.